

(Nachdruck verboten.)

Else.

6] Von Alexander S. Nielsen.
Aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

IV.

Der Verein für gefallene Weiber der St. Peter-Gemeinde war also in Wirksamkeit getreten, und die Polizeimeisterin war nicht wenig stolz auf ihr Protokoll. Es war ein dickes, feierliches Buch in gelbweißem Pergament mit rotem Rücken und dem Namen des Vereins in Goldbuchstaben.

Uebrigens waren die Arbeiten des Vereins noch vorbereitend, da die Mittel nicht stark genug waren, um eine eigene Stiftung mit Gebäude und Verwaltung zu errichten. Außerdem ging es etwas zähe mit dem Einsammeln von Beiträgen; die Stimmung war nicht günstig; auch schien es nicht so leicht zu sein, die gefallenen Weiber der St. Peter-Gemeinde zu finden.

Aber das war auch nicht die Sache des Sekretärs. Die Frau Polizeimeisterin hielt vormittags von 10—11 in ihrem Wohnzimmer Bureau. Das Protokoll lag aufgeschlagen auf der ersten Seite, auf welcher noch nichts anderes stand als die Ueberschriften der Rubriken: Name, Alter, von wem empfohlen usw., daneben stand das Schreibzeug mit einer gentilen Feder zur Dekoration und einer neuen Staßfeder zum Schreiben.

Aber es kam niemand, und die Frau Polizeimeisterin wurde oft etwas ungeduldig. Ab und zu wurden Versammlungen gehalten, oder der Kaplan kam zu ihr herauf, um mit ihr über Vereinsangelegenheiten zu sprechen. Es war so eine eigene Sache, mit einem jungen Mann diese Dinge zu besprechen, und die hübschen Augen der Polizeimeisterin mußten sich oft schüchtern auf das Protokoll hinabsenken. Aber es war auch ein erhebendes Gefühl, daß man — wie der Kaplan sagte — mitten in seiner eigenen Reinheit doch Augen hatte für die Sünden um sich und, was in menschlicher Macht stand, that, um die Gefallenen zu retten.

Daheim in der Arche lebte man, wie man konnte, aber nicht immer wie man sollte. Der Mann mit den vielen Gesichtern hatte sich oft gezeigt, und auf diese Besuche folgte stets ein allgemeiner Wohlstand und ein gutmütiger Humor bei der mürrischen Wirtin.

Die TrioKonzerte blühten darum, und es ging nicht bloß über den seligen Fürstenau her, sondern auch Dnslow und Skallwoda -- ja selbst Vater Sandn mußte sich darein finden, vom Dekonomen gekillert, von Jörgen Lambour getrommelt und vom alten Schirmmeister, der wie ein Rasender spielte und wie ein deutscher Musikant trank, gehämmert zu werden.

Christian Falbe hatte im Herbst eine seiner aller-schlimmsten Perioden gehabt, und das beschäftigte die Schwester so sehr, daß sie nicht bemerkte, wie bleich und verändert Else geworden war.

Madam Spädbom merkte es dagegen wohl; aber sie lächelte mit ihrem sachkundigen Lächeln; wenn junge Leute verliebt waren, sahen sie jaust so eine Zeit lang aus.

Als sie Svend und Else zusammen sah, hatte sie sich gleich gesagt: das wird ein Paar. Sie paßten so außer-ordentlich gut zu einander, das sah Madam sofort, und sie hatte in solchen Dingen einen sichern Blick.

Als deshalb Svend an einem Samstag Nachmittags kloßig und verlegen erschien, nahm Madam ihn äußerst freundlich auf und bat ihn, sich auf das Sopha zu setzen, während sie in die Küche ging, Else zu holen.

Aber Else war nicht dort; sie war nirgends; sie zeigte sich erst, nachdem Svend endlich gegangen war. Madam schalt sie aus, lachte aber trotzdem verschmüht; denn auch dieses Symptom kannte sie; gerade so thaten die Mädchen, wenn sie am allerernstesten interessiert waren.

In den ersten Tagen hatte Floh die Augen nicht aufgeschlagen. Sie beschäftigte sich sehr eifrig mit dem Haushalt und ging nie aus. Aber in der Nacht weinte sie vor Scham und Angst; jeden Morgen erwartete sie, daß alle Welt es wissen würde.

Aber als Tag für Tag verging, ohne daß irgend etwas

passierte, und als alles ging wie vorher, ohne die geringste Anspielung auf sie, begann sie zu denken, daß es vielleicht nicht so gefährlich wäre. Eine ganz neue Art von Neugierigkeit lag über ihr; sie konnte auch nicht mehr lachen wie früher; aber ihr leichter Sinn half ihr bald über das Schlimmste, und sie fand allmählich wieder ihren guten Nachtschlaf und ihre klaren Augen.

Aber Svend wollte sie nicht sehen. Sobald sie an ihn dachte, wurde sie glühend rot; es war viel schlimmer, an ihn zu denken, als an den andern.

Sie hatte den Konsul mehrmals in der Dämmerung am Hause vorbeigehen sehen, aber sie bemerkte zu ihrer Freude, daß er nicht hereinzukommen wagte. Dagegen kam sonst an jedem Abend, wenn Madam Spädbom aus war, eine ältliche Frau, die immer sehr freundlich lächelte. Sie lud Else sehr fleißig ein, sie zu besuchen; sie wohnte ganz in der Nähe, unten in der Strandstraße. Aber zu gleicher Zeit legte sie ihr inständig aus Herz, Madam Spädbom nicht ein Wort von ihren Besuchen zu sagen.

Aber eines Abends gab es eine fürchterliche Scene. Madam Spädbom hatte im Dunkeln draußen auf dem Gange eine fremde Mannesperson abgefaßt; und da sie sich nicht zu erkennen geben wollte, öffnete Madam resolut die Thür zur Wohnstube, wo Else bei der Lampe saß.

Ein einziger Blick auf das verstörte Gesicht des jungen Mädchens, als es sich zeigte, daß der Abgefaßte Konsul With war, war für Madam genug. Sie kannte den Konsul so gründlich, daß sie sofort das Ganze verstand und Madam Spädbom hegte jedenfalls keine Ehrerbietung für ihn. Deshalb wurde er schleunigst mit einem tüchtigen Puff aus der Thüre gefeht und von einem Strom von Schimpfworten und Verwünschungen begleitet, welche der feine Mann mit ausgefuchtem Anstand in die Tasche steckte — froh darüber, ent-schlüpfen zu können.

Aber dann hielt Madam Abrechnung mit Else, was damit endete, daß sie sie noch am gleichen Abend zur Thür hinausjagte.

Denn — wie sie sagte — wenn es ein anderer gewesen wäre, zum Beispiel er — der Bursche von der Ziegelei, so würde sie nicht ein Wort gesagt haben, sondern ihnen sogar geholfen haben, damit sie zusammen kämen und einen Hausstand gründen könnten. Keiner sollte von Madam Spädbom sagen, daß sie mit der Jugend streng wäre. Aber sich wegwerfen an solch ein altes Schwein, wie den Konsul With! — nein, nein! achtete Else sich nicht mehr als so, so konnte sie nicht unter Madam Spädboms Dach bleiben.

Die sonst so gutmütige Madam war rasend, wenn sie erst einmal böse wurde. Und das hatte sie auf das tiefste empört und gekränkt. Solch eine bodenlose Falschheit von Floh, sie mit dem Burschen von der Ziegelei zu narren — sie, Madam Spädbom! welche einen so sicheren Blick in solchen Dingen hatte! — und dann der Konsul With! — Nein, hier konnte von nichts anderem mehr die Rede sein, als daß Else den schwärzesten Undank gezeigt hätte und ein ausgespekliert falsches und leichtsinniges Ding wäre.

Floh stand auf der dunklen Straße, ehe sie recht zur Besinnung kam. Zuerst hatte sie geweint, aber nun hörte sie auf, um zu überlegen. Ihre größte Angst war, ob Madam jetzt schweigen würde oder ob es alle erfahren würden.

Es war kalt, wo sie stand; der Wind blies, und sie war ohne Ueberzeug. Sie beschloß, zu einer Freundin zu gehen, welche in der Nähe diente, und abzuwarten; vielleicht könnte Madam sich bedenken.

Floh schlief die Nacht bei ihrer Freundin, und am nächsten Morgen ging sie hinunter nach Madam Spädboms Haus. Aber Madam bemerkte sie auf dem Hügel und knallte die Thür vor ihr zu.

Da erst ging es Else auf, daß sie im Ernst fortgesetzt wäre, und ihr Unglück kam mit einer plötzlichen Wucht über sie, die sie zerschmettern zu müssen schien. Sie schlich sich in die engsten Gassen am Strand und ging schluchzend mit gesenktem Kopf, ohne zu sehen, wo sie ging.

Da begegnete ihr die freundliche Frau, welche sie mehrere-male besucht hatte.

„Armes, kleines Elschen“, sagte die gute Frau; „was hat man Dir gethan? komm herein zu mir! Ich wohne dicht

bel; da sollst Du es gut haben, und keiner wird Dir etwas thun — komm nur, mein Kind!"

Es that Else so unsäglich wohl, diese freundlichen Worte zu hören, und sie folgte gern.

Das Haus war ganz klein und lag zwischen zwei Seehäusern eingeklemmt, welche Konful With gehörten. Die Frau führte sie hinauf in eine niedliche, kleine Stube, welche auf den Hafen hinausging. Von da ging es in ein noch kleineres, noch niedlicheres Schlafzimmer.

„Hier kannst Du bleiben, so lange Du willst“, sagte die Frau und streichelte sie; „ich habe so lange erwartet, daß Du kommen würdest.“

Else war nicht sehr erstaunt darüber.

In den Träumen, welche sie nach Schirmmeisters Musik zu träumen pflegte, ging es so zu und noch wunderbarer. Und die letzte Zeit mit all' den starken Erschütterungen und Gemütsbewegungen hatte die Wirklichkeit selbst so bunt für sie gemacht, daß sie weder zweifelte noch fragte, sondern sich vom Strom tragen ließ, froh und beruhigt darüber, erlöst zu sein von der grausamen Verlassenheit, welche sie eine Weile empfunden hatte.

Nur als die freundliche Frau ganz beiläufig Konful With erwähnte, während sie ihr andere Strümpfe anzog — es lagen sogar Strümpfe in der Kommode bereit —, da erst fuhr es wie ein Stich durch Else; sie erhob sich vom Sofa und wollte davonlaufen.

Aber die Frau hielt sie zurück und schwatzte so gerührt von dem guten Konful und erzählte so viel Schönes und Gutes von ihm; und übrigens, wo wollte sie hinlaufen?

Floh legte sich auf das Sopha; und als die gute Frau ein wenig später Käse, Eier und Weißbrot auf einem Brett mit weißem Tuche brachte, setzte sie sich hin zu essen und unterhielt sich damit, die Boote draußen auf dem Wasser vorbeirudern zu sehen.

Und den Herbst und Winter über wohnte Else hier und hatte es gut. Sie gewöhnte sich nach und nach an den Konful. Aus ging sie sehr selten, und es gab verschiedene unter ihren Bekannten, die zu treffen sie sich furchtbar schämte. Andere dagegen blieben stehen und besahen und besüßten alles, was sie hatte, und ihr Reid war ihr wie eine Entschädigung. Aber vor Fräulein Falbe hatte sie solche Angst, daß sie davonlief, wenn sie sie in weiter Entfernung auf der Straße sah.

Und bei allem hatte sie noch größere Furcht vor Svend. Sie wußte, daß er zur Stadt gekommen war, nachdem die Arbeit auf der Fiegelei im Herbst geschlossen war; und eines Abends merkte sie, wie er ihr über die Strandstraße folgte.

Sie beeilte sich und schloß sich ein. Etwas später hörte sie ihn am Schloß herumarbeiten und halblaut nach ihr rufen. Aber sie verhielt sich ganz still, und so ging er wieder.

Aber ein paar Tage später stand er mitten in ihrer Stube, ehe sie es recht merkte. Else lief nach der Kammerthür, um sich einzuriegeln. Svend stand mittlerweile ganz still und sah sich um. Er war verändert. Sein Gesicht war nicht mehr so hübsch und braun wie im Sommer, und Floh konnte es ihm wohl ansehen, daß er in der letzten Zeit getrunken und gewüstet hatte.

„Ich weiß alles, Else,“ begann er; „aber das kann gleich sein. Ich habe noch hundert Kronen von der Sommerarbeit übrig; willst Du jetzt schnell mit mir kommen, so wollen wir uns heiraten und zu meinem Onkel nach Arendal reisen; da habe ich Arbeit zugesagt.“

Else ließ das Thürschloß los. Jetzt hatte sie keine Furcht mehr; aber beschämt senkte sie den Kopf und sagte: „Nein, Svend. Darum sollst Du mich nicht bitten, denn das kann ich nicht. Aber Dank sollst Du dafür haben, daß Du es wolltest.“

Svend setzte sich auf den Stuhl an der Thür und als er sah, daß Else weinte, weinte er auch. So weinten sie eine Weile mit einander, jeder in seiner Ecke.

Aber plötzlich fiel es Floh ein, daß jemand kommen könnte. Rasch trocknete sie die Augen und bat ihn zu gehen — so schnell er könnte.

Schwach und demüthig ließ er sich davon jagen; aber er sagte, er würde wiederkommen.

Und er kam seit der Zeit oft, wenn sie ungestört sein konnten. Sobald sie ihn sah, stammte die Scham wieder auf, aber immer etwas schwächer, bis sie lange mit ihm sitzen und reden konnte. Mit einem wunderlichen nervösen Interesse hörte sie, wie sein Geld abnahm. Sie fragte ihn eifrig über seine Kameraden aus, und als sie hörte, daß er mit einigen

von der Bande zusammengekommen war, erkannte sie, daß es eine böse Wendung mit ihm nähme.

Aber sie warnte ihn nicht; es schien ihr nicht, daß es so schlimm wäre. Es wäre viel — viel schlimmer gewesen, wenn er so hübsch und unschuldig geblieben wäre wie damals, als sie ihn zum erstenmal sah — jetzt, da sie selbst so tief heruntergekommen war.

Am dem Tage, als er noch zwanzig Kronen von seinem Gelde übrig hatte, bot er sie ihr halb flott, halb demüthig für einen einzigen Kuß.

Aber Else fuhr furchtsam und zornig zurück; sie wollte um alles in der Welt weder ihn, noch sein Geld anrühren.

Svend nahm das hin, — verlegen und zerknirscht, wie ein Hund, der Prügel bekommt. Aber als er zur Thür schlich, reute es sie doch, und sie küßte ihn für nichts.

So ging der Winter hin.

Aber als die Tage länger und heller wurden, im Februar und im März, begannen allerlei Gerüchte, welche in dem Winterdunkel still gebrütet hatten, ihre Schwingen zu rühren, und eine neue Geschichte von Konful With flog tausend von Haus zu Haus.

Der Konful griff zu dem üblichen Mittel und reiste in Geschäften nach London. Und eines Tages kam die freundliche Frau zu Else herein mit einem ganz neuen Gesicht, in dem nicht die geringste Spur von einem Lächeln war, und verkündete kurz und gut, daß der Konful nun wenigstens für ein Jahr fortgereist wäre und daß Else nichts mehr in dem Hause zu suchen hätte, sondern sich schnell fortzupacken sollte und nichts mitnehmen.

Floh war nicht mehr dieselbe wie damals, als sie von Madam Späckbom fortgejagt wurde. Sie erhob sich und schimpfte die freundliche Frau tüchtig aus, und es gab eine große Schimpferei, welche damit endete, daß die Frau befahl: Floh sollte das Haus verlassen, ehe die Sonne unterginge.

„Sehr gern — von Herzen gern,“ antwortete Else; es wäre lange schon ihr Wunsch gewesen; sie hätte das Ganze att. Und als Svend gerade die Treppe hinaufkam, rief sie ihm mit funkelnden Augen zu: „Jetzt gehe ich mit Dir Svend!“

Aber Svend sah eher bestürzt, als glücklich aus, und er flüsterte ihr verzagt zu: „Jetzt habe ich keinen Schilling mehr.“

Da lachte Floh — sie lachte, daß es durch das Haus klang, die Treppen hinauf und hinunter; aber Svend bekam fast Furcht.

Und strahlend, als ob es der lustigste Triumph von der Welt wäre, nahm sie seinen Arm und ging an der Frau vorbei, die da stand und sie höhnisch anschaute.

Sie gingen hinauf zu der Bande; an Fräulein Falbes Thür hielt Else an und wurde ernst, aber nur einen Augenblick.

V.

Die hübsche Frau Polizeimeisterin hielt nicht mehr Bureau von 10—11. Sie hatte es satt.

Diese vorbereitenden Arbeiten zogen sich ins Unermessliche; als der Kaplan den Verein gestiftet hatte, schien er sein Ziel erreicht zu haben; und das weitere Gedelken und Fortschreiten des Vereins mochte ihm nicht sehr am Herzen liegen.

In der letzten Sitzung hatte er auch unter allgemeiner Zustimmung vorgeschlagen, daß die Sache vorläufig bis zum Herbst ruhen sollte; denn nun kam der Sommer; alle Gönner der Stiftung reisten ins Bad oder auf das Land; man müßte sich darauf beschränken, in der Stille zu arbeiten — wie der Kaplan sich ausdrückte — und sich dann — so Gott will im — Herbst mit erneuten Kräften wieder treffen.

In der Stille arbeiten, war nichts für die Frau Polizeimeisterin. Im Gegentheil wünschte sie sich auf die eine oder die andere Weise hervorzuthun, aber es gab keine Gelegenheit, und schließlich ließ sie das Protokoll geschlossen auf dem Schreibtisch liegen; aber da ließ sie es doch liegen — es war immerhin ein hübscher Gegenstand und alle Fremden fragten ja, was es wäre.

Am einem schönen Maienmorgen zwischen 10—11 kam das Mädchen in das Schlafzimmer und meldete, daß Fräulein Falbe in der Stube wäre, um mit der Frau Polizeimeisterin zu sprechen.

Sie wollte sich zuerst entschuldigen lassen; aber als sie hörte, daß es den Verein für gefallene Weiber der St. Peter-Gemeinde betraf, machte sie in Else eine leidliche Toilette und kam herein. Aber sie war doch etwas ärgerlich; das glied gerade Fräulein Falbe so zur Unzeit zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Käthchen von Heilbronn.

(Schiller-Theater.)

In Hebbels Tagebüchern findet sich diese Stelle:

O, wie mich das schmerzt! Käthchen, Du mein liebes Käthchen von Heilbronn, Dich muß ich verstoßen, Dir darf ich nicht mehr so gut bleiben als ich Dir wurde, da ich Dir, noch Jüngling, zum erstenmal in die süßen blauen Augen schaute und mir Dein rührendes Bild alles aufopfernder und darum vom Himmel nach langer schmerzlicher Probe getrönter Liebe, ich glaubte für ewig, in die Seele drückte! Wie ein Stern bist Du in einer trüben Zeit über meinem Haupte aufgegangen und hast jene Seligkeit, die mir das Leben auch verweigerte und nach der mein Herz doch schon ungeduldig schmachtete, in meine Brust hineingelächelt; Deine Schmerzen habe ich geteilt, denn mir war, als ob ich ebenso hinter dem Blick herzuge, wie Du hinter Deinem spröden Grafen, und auf Deiner Hochzeit war ich der fröhlichste, wenn auch zugleich der stillste Gast, denn ich glaubte fest, wie Du, an endliche Erhöhung. Sie ziehen alle wieder an mir vorbei, die lindern Frühlings- und Sommertage, die oft so schön waren, und die mir doch nichts brachten, als erhöhte Sehnsucht und zuweilen erhöhtes Vertrauen; wie goldne Rahmen kommen sie mir jetzt vor, die sich nicht um ein Bild, sondern um die leere Luft zusammenschlossen. Aber damals empfand ich das nicht so, ich schaute durch diese Rahmen hindurch in den Duft der Abendröte hinein, wo die Raubergestalten tanzten und schweben, die der Dichter schafft, weil die Natur sie nicht unmittelbar schaffen kann, und von diesen Gestalten warst Du lange der Mittelpunkt. Ich sehne mich oft nach jener Zeit des unbegrenzten Verlangens und unbestimmten Vermögens zurück, aber nicht immer duften die Blumen mir, die ich auf den Gräbern meiner jugendlichen Freunde pflügte, nicht selten zerfallen sie vor meinem Finger, ja vor meinem Auge in Staub, und dann ist es mir, als ob sie gewesen sind und ich verarme, wo man es für unmöglich halten sollte, noch verarmen zu können. So, nein, nicht gerade so, aber doch anders, als ich gewünscht hätte, ging es mir auch heute morgen mit Dir, mein Käthchen, als ich Dich nach so langer Zeit wieder ans Kinn faßte und Dein Köpfchen mit den blonden Locken in die Höhe hob! Nicht Du hast Dich verändert, Du bist und bleibst eine rührende, mit dem Liebreiz himmlischer Musik ausgestaltete Gestalt, eine erstgeborene Tochter der Poesie, der die Mutter ihre eigenen Züge geborgt hat, aber die Welt, in der Du Dich bewegst und die Dich hält und trägt, will mir nicht mehr wie früher, gefallen, ja nicht einmal ganz mehr, dies wirst Du am schwersten verzeihen, Dein Wetter vom Strahl, der Dich erst zu heiraten wagte, nun Du eine Kaiserstochter bist.

Was Hebbel mit diesen Worten sagen will, ist etwa folgendes: Das Käthchen von Heilbronn siegt nicht durch ihre rührende Hingabe, auch nicht durch die Magie ihrer Schönheit, vielmehr bekommt sie den Grafen vom Strahl schließlich nur, weil sie eine wirkliche Kaiserstochter ist und vom Kaiser zur Prinzessin von Schwaben erhoben wird. Daß aber Kaiserbriefe und Prinzessinnentitel unwiderstehlich sind, hat die Welt, wie Hebbel sehr richtig bemerkt, niemals bezweifelt. Was Käthchen von Heilbronn beweisen sollte, beweist sie nicht; sie beweist vielmehr das gerade Gegenteil, daß nämlich selbst ihre Hingabe und Schönheit einen Mann nicht zu zwingen vermögen, wenn seine feudalen Vorurteile nicht durch allerlei Nebenumstände aus der Welt geschafft werden. Damit erhält das Stück allerdings einen sehr schweren Schlag; seine innere Geschlossenheit geht in die Brüche und was übrig bleibt, sind Bruchstücke, prächtige Bruchstücke, Bruchstücke eines unendlich schönen Tempels, aber kein Ganzes. Es ist wie im dritten Akt des Eufrosina: die Brautfeder ist in die Burg geworfen, die Mauern stürzen ein, aber mitten in allgemeinen Zusammensturz steht frei und leuchtend Käthchen von Heilbronn und hinter ihr erhebt sich ein säugender Cherubim; die Poesie. Wir verzichten darauf, unsern kritischen Einwand einen begeisterten Hymnus folgen zu lassen, und zwar verzichten wir aus denselben Gründen, aus denen auch Hebbel in seinen Tagebüchern darauf verzichtete. Es giebt eben Namen, die jedes ganz gehoriamte Adjektiv, das sich ihnen mit einem Räucherfuß und einem Fliegenwedel zur Seite stellen wollte, verzehren würden, wie das Feuer den Kranz, und zu diesen Namen gehört allerdings Heinrich v. Kleist. Die verfehlte Anlage, die nicht das hingebende Mädchen, sondern ihren illegitimen Vater zum schließlich liegenden „Prinzip“ macht, hat einen unangenehmen Fehler in der Form nach sich gezogen. Um die kaiserliche Herkunft Käthchens glaubhaft zu machen, wird die ganze romantische Traum- und Raubergeschichte notwendig, die tief mit dem Stück verwoben ist. Nun kann freilich ein Traum in einem Drama sehr wohl eine Rolle spielen. Wenn die Dichtung so fest wie eine Burg gegründet ist, kann auch durch ihre alten Gemäuer der Geist des Schloßes spuken, aber die Burg muß den Geist beglaubigen, nicht umgekehrt der Geist die Burg. In Kleists Dichtung aber bildet der Traum schließlich die Unterlage des Ganges und das ist für ein Drama allerdings ein etwas lustiger Grund. Die kaiserliche Herkunft Käthchens hat aber noch andere, recht unangenehme Wirkungen, die von Hebbel nicht hervorgehoben sind. Was soll man zu dem „ehramen und vielbekannten Waffenschmidt“ aus Heilbronn sagen, der schließlich bei einer Tochter unterkriecht, die nur dadurch entstehen konnte, daß seine Frau ihn zum

Gahrei machte? Die Untertanentreue streift hier wirklich die Grenzen des Verächtlichen. Der Präsident in „Kabale und Liebe“, meint zwar, daß jeder Mensch von Vernunft nach der Distinktion gehen müsse, mit seinem Landesherrn an einem dritten Ort zu wechseln; aber der Präsident ist eben ein Schurke. Trotzdem kann er einige Gründe ins Treffen führen, die nicht so ganz uneben sind. Schließlich will er, indem er ein oder vielmehr beide Augen zudrückt, den Fürsten nur um so fester an sich fesseln. Er bringt seine Ehre nicht aus schäbiger „Loyalität“ zu Markte, sondern weil er politisch herrschen will, so daß in diesem Wandel der Fürst schließlich doch der düpierte Püßling bleibt. Natürlich bleibt der Präsident ein Schurke; — aber innerhalb dieses Begriffs kann man ihm eine gewisse respektable Nuance nicht absprechen. Ganz anders steht es mit dem „ehramen Waffenschmidt aus Heilbronn“. Er hat eine Tochter, die er abgöttisch liebt und die er mit allen Segnungen des bürgerlichen Wohlstands umgiebt. Wie sich nun schließlich herausstellt, daß seine Tochter gar nicht ist, sondern daß vielmehr sein allergnädigster Kaiser und Herr in einer huldvollen Laune ihr Vater geworden ist, verhardt er nach wie vor in der Ergebenheit, die einem treuen Untertanen geziemt. Wie stimmt das zu dem „wildem Kläger“, der im ersten Akt geschildert ist? Es stimmt, meinen wir, gar nicht. Oder aber es stimmt und dann hätte Kleist die fatale Ansicht vertreten, daß auch ein anrechter Bürger sich geschmeichelt fühlen muß, wenn sein Kaiser mit ihm an „einem dritten Orte“ wechselt. Natürlich hat Kleist diese Halbweisheit nicht vertreten und auch nicht vertreten wollen. Wir ziehen nur darum die Konsequenz so scharf, um eindringlich zu zeigen, wie unangenehm sich die kaiserliche Herkunft Käthchens rächt, eben weil sie mit der eigentlichen Idee des Ganzen nicht zu thun hat. Wir sind übrigens nicht die einzigen, denen der loyal Gahrei (der ja im ersten Akt eine prachtvolle Gestalt ist) auf die Nerven fällt. Auch Tieck hat gefunden, daß sein „herzliches Gefühl“ durch die kaiserliche Thäterschaft „ziemlich verbunkelt“ würde und hat sogar so tief unter dem Eindruck dieser Thatsache gestanden, daß er eine Umarbeitung des Stückes begann, die den fatalen „Vater“ ausmerzen sollte. Aber noch vor der Vollendung sah er ein, daß es „eine gewagte Unternehmung sehr dürfte, diesen wunderbaren duftigen Strauß neu zu ordnen und zu binden, ohne etwas von dem zarten Blumenstaub zu verwischen oder den frischen Morgenau zu verschütten“. Nebenigen hat Kleist selbst eingeräumt, daß er im Käthchen dem Theater Konzeptionen gemacht hat. Ob er damit die romantische Abstammung (die für das breite Publikum allerdings ihren besonderen Reiz hat) meinte, wissen wir nicht. Jedenfalls aber können wir ihm beipflichten, wenn er von Misgriffen spricht, die man „betweimen möchte“.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob die Dichtung in einem ganz besonderen Sinne „modern“ wäre. Dieser Graf vom Strahl, der nach der Peitsche greift und trotzdem abgöttisch geliebt wird, bringt Gedanken an Riezische herauf. Man darf ja nach diesem fragwürdigen Philosophen die Peitsche nicht verzeihen, wenn man zu Weibern geht. Das giebt den ersten Scenen einen eigentümlichen prickelnden Reiz und wir würden den Darsteller verstehen, wenn wir ihn auch tadelnd mäßten, der hier etwas in die Gestalt hineinbringt, das nicht hinein gehört. Daß es nicht hinein gehört, zeigt die Dichtung in ihrem weiteren Verlauf ganz klar. Schließlich ist es ja doch der Graf, der zwar nicht unter die Peitsche kommt, aber doch einem rührend schönen Mädchen ins Garn gerät und so auf seine Weise zum Sklaven wird. Zum Ueberfluß hat der Dichter selbst in einem Brief an eine Freundin ausgesprochen, daß Käthchen durch ihre gänzliche Hingabe mächtig sei und hat somit das Weib zur treibenden Kraft der Dichtung gemacht.

Käthchen von Heilbronn wird in der deutschen Literatur lebendig bleiben, wenn auch das Drama, dem sie den Namen giebt, nicht zu den großen deutschen Dramen gehört. Eigentlich ist es überhaupt kein Drama, sondern ein Bühnenmärchen oder doch eine romantische Bühnenerzählung von der Art Shakespeare's.

Als solches wird es von unsern Bühnen immer wieder und immer wieder gegeben werden können. Es kann nicht veralten, da ihm Kleist den ganzen Glanz seiner großen Seele gegeben hat. Augenblicklich hat in Berlin das Schiller-Theater die Dichtung in seinen Spielplan aufgenommen. Die Darstellung, in der Frau Eysoldt, Gregori und Pategg hervortreten, ist gut. —

Erich Schlaikjer.

Kleines Feuilleton.

r. Christbaumsmuck. In einem engen Thale des Thüringer Waldes liegt das Dorf Lauscha, der Sitz einer eigenartigen Glasindustrie. Hier werden unter anderem auch die blizenden, bunten Glasfächer angefertigt, mit denen wir seit Jahren gewohnt sind, unsere Weihnachtsbäume zu schmücken. In der Mitte des Ortes befindet sich eine alte Glashütte, die schon im 16. Jahrhundert von zwei aus Böhmen eingewanderten Glasmachern gegründet worden ist. Im Innern der Hütte lodert in einem großen Ofen ein mächtiges, durch Holzschichte gespeistes Feuer, und inmitten der Glut stehen große „Hafen“, angefüllt mit geschmolzener, dickflüssiger Glasmasse. Ueber jedem Hafen ist eine Oeffnung in der Ofenwand angebracht. Der Glasmacher taucht ein langes, mit einem Mundstück versehenes Eisenrohr, die „Pfeife“, in den Hafen. Am Ende der Pfeife bleibt ein binnengroßer Tropfen der glühenden Masse hängen, den der Glasmacher

durch Hineinblasen die Pfeife vergrößert. Durch wiederholtes Eintauchen in den Hafen wird der glühende Klumpen noch erheblich vergrößert, und durch Hin- und Herrollen auf einer Eisenplatte erhält er annähernd die Form eines Blumentopfes. Nun setzt der Glasmacher die Pfeife an den Mund, hebt das untere Ende mit der weichen Masse empor, ein Hilfsarbeiter kommt mit einer Eisenstange, an der ein abgeplatteter Klumpen glühender Masse steckt, stößt diese mit dem an der Pfeife hängenden Klumpen zusammen, der Glasmacher senkt die Pfeife nach unten, bläst hinein, beide Arbeiter gehen in entgegengesetzter Richtung rückwärts, ziehen dadurch die weiche, glühende Glasmasse in die Länge, und auf diese Weise entsteht eine lange Glasröhre, die nach dem Erkalten in Stücke von 1—1½ Meter Länge gebrochen wird. Diese Glasröhren, die in der Hütte in den verschiedensten Stärken und Farben angefertigt werden, bilden das Material, aus dem die hausindustriellen Glasbläser allerlei niedliche und kunstvolle Sachen anfertigen. Fast in jedem Hause in Lauscha haben wir Gelegenheit, die staunenswerte Geschicklichkeit dieser Arbeiter zu bewundern, und zugleich die äußerst düsternen Verhältnisse, unter denen sie leben, kennen zu lernen.

Treten wir in die Behausung eines Glasbläfers ein, so sehen wir, daß die Werkstatt auch als Wohnstube und Küche dient. Neben diesem Raum, nicht einmal durch eine Thür von demselben getrennt, befindet sich eine enge Schlafkammer. In der keineswegs geräumigen, niedrigen Werkstatt ist jedes Plätzchen besetzt, teils durch arbeitende Personen, teils durch fertige und halb fertige Ware. An den Arbeitstischen brennen vier Gasflammen, in denen die Glasröhren geschmolzen werden, auf einem großen Petroleumlocher wird zur Arbeit erforderliches heißes Wasser gehalten, und im Ofen brennt Feuer, auf dem die Hausfrau das Mittagessen bereitet. Nach alledem kann man beurteilen, wie die Atmosphäre in diesem Raum beschaffen ist, während dranzu die Mittagssonne sengende Glut in der stäubigen Straße verbreitet.

Sehen wir nun zu, wie hier die bunten Glasgugeln für den Weihnachtsbaum entstehen. Der Arbeiter hält eine Röhre von gewöhnlichem weissen Glase in die laufende Stichtlampe. Ein Augenblick, und das Glas wird an der Stelle, wo es die Flamme trifft, glühend und weich. Der Arbeiter bläst in die Röhre, und, wie an dem in Seifenlösung getauchten Strohhalm eine Seifenblase, so entsteht am Ende der Glasröhre eine Kugel, deren Größe der Arbeiter durch stärkeres oder schwächeres Blasen genau bestimmen kann. Die auf solche Weise entstandene Kugel ist sogleich wieder abgekühlt und hart geworden. Jetzt hält sie der Arbeiter so, daß die Stichtlampe nur einen Punkt der Oberfläche der Kugel trifft. Es entsteht ein glühender, kreisrunder Fleck, der sich durch Hineinblasen halbkugelförmig ausbuchtet. Wenn der Arbeiter, anstatt zu blasen, an der Röhre saugt, so wird der glühende Fleck zu einer halbkugelförmigen Vertiefung. Durch diese Manipulation weiß der Arbeiter mit staunenswerter Geschicklichkeit, und viel schneller als es hier beschrieben wird, ein wohlgeordnetes Muster von erhöhten und vertieften Punkten auf der Oberfläche der Kugel anzubringen. Nun gibt es, dem aus der Hand des kunstfertigen Bläfers hervorgegangenen Werk Glanz und Farbe zu geben, eine Arbeit, mit der die Frau und zwei Töchter des Meisters beschäftigt sind. Zunächst wird die Kugel „gepiegelt“. In das Innere derselben werden einige Tropfen einer Lösung salpetersauren Silbers geschüttet, die Glasgugel wird in heißem Wasser erwärmt, hin und her geschwenkt, ein Niederschlag von Silber überzieht die Innwand der Glasgugel und diese hat nun den silbernen Schein eines Spiegels. Jetzt wird die in der vorher beschriebenen Weise gemusterte Kugel mit durchsichtigem Lack verschiedenfarbig angemalt, Punkte, die mit weißer Farbe aufgetupft werden, verschönern und vervollständigen das eingeblasene Muster und der Gegenstand ist fertig. Schließlich werden diese Glasgugeln in Kartons mit Watte verpackt, und so in vollkommen verkaufsfähigem Zustande dem Großhändler abgeliefert, der sie an seine Kunden versandt.

Die Kaufleute nehmen von den Lauschaer Glaswaren den Löwenanteil des Gewinns für sich in Anspruch, während die Verfertiger der kunstvollen Sachen mit wahren Hungerlöhnen vorlieb nehmen müssen. So werden beispielsweise die reich verzierten Kugeln, deren Herstellung wir oben beschrieben haben, in Berliner Geschäften im Einzelverkauf mit 20—25 Pf. pro Stück abgegeben, während der Verfertiger derselben vom Großhändler in Lauscha für das ganze Duzend 50 Pf. erhält. Dabei muß der Glasbläser sein Material: Glas, Silber, Lack, Gas, Verpackung selber beschaffen und bezahlen.

Auch in Lauscha herrschen alle die Mißstände, die eine von einzelnen Großhändlern vollständig abhängige Hausindustrie für die Arbeiter im Gefolge hat. Um sich über die arbeitslose Zeit der Wintermonate hinwegzuhelfen, haben sich einige Gruppen von Arbeitern in Lauscha gebildet, die ihre Christbaumartikel direkt an die Konsumenten versenden. Auch unsere Parteigenossen in Lauscha bilden eine solche Gruppe, die ihre Fabrikate in Berlin zum Verkauf stellt. —

Volkskunde.

c. Die Sprache der Gloden im Volksmunde. Wie das Volk Hirten und Hornisten häufig Worte in den Mund legt, so schiebt es auch den Gloderlöhnen einen Text unter, der ihre charakte-

ristische Eigenart auszudrücken sucht. Einige interessante Beispiele dieser Art, die in Braunschweig gebräuchlich sind, werden in der soeben erschienenen Zeitschrift des Vereins für Volkskunde wieder gegeben. Am häufigsten werden die Worte „Dim-bam-balam“ dem Glodengeläuten unterlegt, und man erweitert sie z. B. zu folgendem Vers: „Dim bam balam, In Wolzen is en Mann dot, De heit Sparbrot, Slang sine Fru mit der Küle dot.“ In Rümmer tönt der Klang der Glode wie „pempeltempen, pempeltempen“, in Klein-Dahlau heißt die kleine Glode „Vint Wein“, die große „Lahn Wein“. In Zelau spricht die große Glode „Min Dunn“, die mittlere „Min Ellbogen“, die kleine „Min Knie“. Ähnlich hört man in Wolfenbüttel aus dem Gebimmel der kleinen Glode „Lüt je Finger“ heraus. „Man Mauren, man Mauren“ fängt die kleine Glode in Osleben zu läuten an, die große aber setzt mit den drastischen Worten ein „Zi will Klum“. Ebenso ruft die Glode in Warberg „Wareil, Rindfleisch“. Einen eigenartigen Sinn giebt das Woll dem Glodengeläut in Deinstorf, nämlich „Heute mir, morgen Dir“. —

Meteorologisches.

10. Der Rauch eines Vulkans als Wetterfahne. Die in Washington erscheinende „Monatliche Wetter-Review“ hat von einem Herrn Lyons aus Honolulu eine interessante Mitteilung erhalten, die sich auf den jüngsten Ausbruch des Vulkans Mauna Loa auf der Hauptinsel der Hawaii-Gruppe bezieht. Jedem, der sich zu Schiff den Inseln näherte, muß sich ein imposanter Anblick darbieten haben. Es stieg nämlich während des Ausbruchs von dem Vulkan eine Rauchsäule gen Himmel, deren Höhe auf etwa 30 000 Fuß über dem Meeresspiegel geschätzt wurde. Für die Meteorologen war dies eine erwünschte Gelegenheit, sich über die Luftströmungen in den hohen Schichten der Atmosphäre belchren zu lassen. Freilich konnte man nichts anderes erwarten als eine Bestätigung des durch die Theorie bereits Bekannten. Während auf der Erdoberfläche unverändert der Nordost-Passat blies, zog der Rauch des Vulkans in der entgegengesetzten Richtung, nämlich mit einem Südwestwinde, der ihn in einer ganz wagerechten Schicht mit sich führte. In einer Entfernung von etwa 600 englischen Meilen von Hawaii sank der Rauch dann zum Meere nieder, wurde in den unteren Schichten wiederum von dem Nordpassat erfasst und nach den Inseln zurückgetragen, so daß alle Hawaii-Inseln noch 14 Tage nach der Eruption in einen dicken Rauch gehüllt waren, der jedoch nicht direkt vom Vulkan herabgekommen war, sondern bereits eine Reise von 2000 Kilometer gemacht hatte. Das Dampfschiff „Mariposa“ traf auf seiner Reise von San Francisco die Rauchwolke in der oben genannten Entfernung von Honolulu. Zunächst besand sie sich gerade über dem Schiff, dann aber bedeckte sie nicht nur alle Gegenstände auf dem Dampfer, sondern auch die ganze Umgebung. —

Humoristisches.

— Gewissensfrage. Advokat: „Ich kann den Fall aber nur übernehmen, wenn Sie mir die volle Wahrheit sagen!“ Klient: „Ja, was soll ich Ihnen zuerst sagen?“ Advokat: „Zuerst sagen Sie mir mal genau, wieviel Geld Sie haben!“ —
 — Das Allermoderne. Gast (in einem Alpenhotel): „Herr Oberkellner, wer ist denn der Herr dort mit dem idealen Aussehen, dem alle Gäste so andachtsvoll zuhören?“ Oberkellner: „Das ist unser „Ansichtskartenversemprovvisor!“ —
 — Diagnose. „Ich weiß nicht, Herr Doktor, was ich hier in der Magenenge habe, ich empfinde da fortgesetzt so ein Drücken, und mir ist so, als wenn da irgend was bald steigt, bald fällt.“ „Sie werden doch nicht etwa einen Thermometer verschluckt haben?“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Im Lessing-Theater geht am ersten Weihnachtsfeiertage Richard Stowronnells neues Lustspiel „Der Jugendhof“ zum erstenmal in Scene. —
 — Das Metropol-Theater bringt als Weihnachts-Novität eine von Julius Freund nach dem französischen bearbeitete Burleske-Operette „Eine verrückte Welt“. —
 — Nach dem soeben erschienenen Neuen Theater-Almanach für 1900 giebt es in Berlin zehn „Freie Bühnen“, wobei die neu begründete „Secessionbühne“ noch gar nicht mitgerechnet ist. —
 — Eine Sammlung von Gemälden und Studien Fernand Khnopffs aus Brüssel ist gegenwärtig im Salon Schulte in Düsseldorf ausgestellt und wird später auch in anderen größeren Städten Deutschlands zu sehen sein. —
 — Im Wiener Volks-Theater erzielte ein Stück von Karlweis „Dukel Toni“ einen durchschlagenden Erfolg. —
 — Die Wiener Statthalterei unterlagte die geplante Bildung eines Vereins „Freie Bühne“. —
 t. Die Universität Chicago hat während des letzten Jahres rund 180 000 M. für den Druck und die Veröffentlichung von Büchern ausgegeben, während sie daraus an Einnahmen nur die Summe von 70 000 M. bezog. —